

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 42 (1938-1939)

Heft: 9

Artikel: Warten : launische Gedanken

Autor: Sollberger, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666510>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberthein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn, beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahns
Erzeugt im Gehirne des Toren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

Warten.

Launische Gedanken von Werner Sollberger.

Motto: Fast die Hälfte seines Lebens
Wartet der Soldat vergebens.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, haben wir alle etwas Soldatisches. Warten tun wir immer und überall, mit und ohne Grund: auf die Straßenbahn, auf den Zahltag, auf die Freundin, auf die Mittagspause, auf den Geldbriefträger, auf die Zeitung, auf das Glück. Warten ist, nächst Schlafen, die ausgedehnteste Tätigkeit unseres Lebens. Obgleich es eigentlich — wie das Schlafen — gar keine Tätigkeit, sondern das Gegenteil davon ist. Eben darin liegt das Wesen und das Verhängnis des Wartens.

Speziell die Straßenbahn ist zum Warten da. Sie wartet, wenn wir drinsitzen, auf irgendeinen Anschluß. Sonst ist das Warten an uns. Sie ist immer gerade weg, wenn man kommt. Es ist ein unerforschtes Naturgesetz, das mit der Wahrscheinlichkeit im Widerspruch steht. Es beruht darauf, daß wir nur die ungünstigen Fälle behalten, weil wir uns darüber ärgern.

Zur Verschönerung des Wartens dienen die Wartehäuschen. Meist ohne Bänke; das stilvolle Warten wird im Stehen ausgeführt. Bänke könnten zum Schlaf verführen; vielleicht könnten auch in tiefer Nacht paarweise Leute, die gar nicht warten wollen, sich dort verirren. Es wird schon einen Grund haben.

Auch die Wartälle der Eisenbahn sind keine losigen Gemächer. Reisende gehören in den Zug. Im Wartsaal zweiter Klasse sitzen die Reisenden dritter Klasse. Und wo sind die Reisenden zweiter Klasse? Sie fahren Auto. Dafür warten sie an Straßenkreuzungen und Tankstellen. Und im

Wartsaal dritter Klasse sitzen die Ängstlichen, die zum erstenmal reisen.

Im Warten beweist man die Eignung zum Chemann. Darum machen die jungen Damen so gern Gebrauch von dieser Prüfung. Solange man wartet, darf man alles: ein müffiges Gesicht ziehen, von einem Bein aufs andere treten, alle zwanzig Sekunden auf die Uhr sehen. Man darf auch innerlich ein Ultimatum stellen: noch zehn Minuten, dann wird gegangen! Nach zehn Minuten stellt man das letzte Ultimatum: noch fünf Minuten, dann ist Schluß. Und nach fünf Minuten, das allerletzte; es ist wie ein Zirkus, der die letzte und allerletzte und immer noch eine neue Abschiedsvorstellung gibt. Mit diesen Ultimata vertreibt man sich die Zeit, sammelt Zorn und präpariert einen Auftritt. Aber wenn sie dann endlich kommt, die Ersehnte, süß und unschuldig wie eine Madonna, dann ist alles vergessen und schwimmt in Milch und Honig. Und wenn sie anstandshalber fragt: Du hast wohl etwas warten müssen? Dann sagt man lieb und galant, um ihr die Beschämung zu ersparen: O nein, ich bin eben erst gekommen. Darauf sie: So, das ist ja reizend! Wenn ich nun rechtzeitig gekommen wäre, dann hätte ich also eine geschlagene halbe Stunde auf dich warten müssen. Du, das mache ich nicht noch einmal mit!

Am unerfreulichsten ist es im Wartezimmer, beim Arzt, beim Anwalt. Man hat Lampenfeuer und wühlt sich in zerlesene Zeitschriften; man kann es den Zeitschriften ansehen. Beim Zahnarzt wartet man gern, man hat Angst, und es kommt einem vor wie eine letzte Galgenfrist. Und

auf einmal sind vor lauter Angst die Zahnschmerzen weggeblasen; man würde umkehren, wenn man sich nicht genierte. Und nachher ist es dann nur halb so schlimm. Beim Unwalt ist es umgekehrt: man erfährt erst durch ihn, wie kompliziert das alles ist, und daß man eher kommen müssen.

Vornehmes Warten nennt man Antichambrieren. Vornehm auf Seiten dessen, der warten läßt. Große Herren sind stark beschäftigt, ihre Zeit ist in Minuten aufgeteilt. Würden sie den Besuch sofort vorlassen, so kämen sie in den Verdacht, als hätten sie Zeit oder gar auf den Besucher gewartet.

Außerdem wirkt Warten erzieherisch. Durch Warten wird man klein und häßlich; wenn man zwei Stunden gesessen hat, ist man winzig wie eine Maus, hat alles vergessen, was man sagen wollte, und ist am Ende froh, daß man noch etwas gesagt bekommt. Erst nachher auf der Treppe wird man wieder groß und mutig und weiß, was man hätte schmettern sollen. Und was man zu Hause erzählen wird.

Es gibt auch Leute von Charakter. Wenn sie warten müssen, speichert sich ihre Wut, sie schwelen innerlich, bis sie auf einmal explodieren, dann springen sie auf, rennen die Diener über den Haufen, reißen mit frevler Hand die saffiangepolsterte Tür auf und stehen vor dem Schreibtisch oder Thron des Großmächtigen. Dem dann nichts anderes übrig bleibt, als sich über den Beherzten zu freuen oder ihn zu engagieren. O ja, das gibt es. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Im Film zum Beispiel.

Falsches Warten kann zum Verhängnis werden. In verzweifelten Lagen wartet man auf das große Wunder. Manchmal kommt es wirklich, aber es stellt sich heraus, daß es gar kein Wunder ist, sondern eine ganz natürliche Sache. Wirkliche Wunder gibt es nicht. Fast immer geschieht das Wahrscheinliche.

Oft ist Warten der Strohhalm, an den wir uns klammern. Im Grunde genommen warten wir alle auf irgend etwas, täglich und ständig. Wenn man will, kann man sich daraus eine Lebenslüge bauen, sie kostet nichts und hilft das Warten ertragen. Vielleicht tun wir das alle ein bißchen, ohne es zu wissen oder zuzugeben.

Richtiges Warten dagegen ist eine Kunst. Man könnte eine Philosophie darüber schreiben. Besser noch ein Praktikum. Die Kunst des Wartens besteht darin, inzwischen etwas anderes zu tun.

Warten will gelernt sein. Kinder können es am schlechtesten, obgleich sie die meiste Zeit dazu haben. Wenn man es gelernt hat, ist man alt und hat keine Verwendung mehr dafür.

Als ich einmal warten mußte, habe ich mir ein Märchen erdacht:

Es war einmal ein junger Bauer, der wollte seine Liebste treffen. Er war ein ungeduldiger Geselle und viel zu früh gekommen. Und verstand sich schlecht aufs Warten. Er sah nicht den Sonnenschein, nicht den Frühling und die Pracht der Blumen. Ungeduldig warf er sich unter einen Baum und haderte mit sich und der Welt.

Da stand plötzlich ein graues Männlein vor ihm und sagte: Ich weiß, wo dich der Schuh drückt. Nimm diesen Knopf und nähre ihn an deine Weste. Und wenn du auf etwas wartest und dir die Zeit zu langsam geht, dann brauchst du den Knopf nur nach rechts zu drehen, und du springst über die Zeit hinweg bis dahin, wo du willst.

Das war so recht nach des jungen Burschen Geschmack. Er nahm den Zauberknopf und machte einen Versuch und drehte: und schon stand die Liebste vor ihm und lachte ihn an. Das ist schön und gut, dachte er, aber mir wäre lieber, wenn schon Hochzeit wäre. Er drehte abermals: Und saß mit ihr beim Hochzeitsschmaus, und Flöten und Geigen klangen um ihn. Da sah er seiner jungen Frau in die Augen: Wenn wir doch schon allein wären. Wieder drehte er heimlich, und da war tiefe Nacht und sein Wunsch erfüllt. Und dann sprach er über seine Pläne. Wenn unser neues Haus erst fertig ist — und drehte von neuem an dem Knopf: da war Sommer, und das Haus stand breit und leer und nahm ihn auf. Jetzt fehlen uns noch die Kinder, sagte er, und konnte es wiederum nicht erwarten. Und drehte schnell den Knopf: Da war er älter und hatte seine Buben auf den Knieen, durchs Fenster sah er auf den neuen Weinberg. Wie schade, daß er noch nicht trägt. Ein heimlicher Griff, und wieder sprang die Zeit. Immer hatte er etwas Neues im Sinn und konnte es nicht erwarten. Und drehte, drehte, daß das Leben an ihm vorbeisprang, und ehe er sich's versah, war er ein alter Mann und lag auf dem Sterbebett. Nun hatte er nichts mehr zu drehen und blickte hinter sich. Und merkte, daß er schlecht gewirtschaftet hatte. Er wollte sich das Warten ersparen und nur die Erfüllung genießen, wie man Rosinen aus einem Napfkuchen nascht. Nun, da sein Leben verrauscht war, erkannte er, daß auch das Warten des Lebens wert ist und

erst die Erfüllung würzt. Was gäbe er darum, wenn er die Zeit ein wenig rückwärts schrauben könnte! Bitternd versuchte er, den Knopf nach links zu drehen. Da tat es einen Ruck, er wachte auf und lag noch immer unter dem blühenden Baum und wartete auf seine Liebste. Aber jetzt

hatte er das Warten gelernt. Alle Hast und Ungeduld war von ihm gewichen; er schaute gelassen in den blauen Himmel, hörte den Vöglein zu und spielte mit den Käfern im Grase. Und freute sich des Wartens.

Der Fujijama.

Von Sven Hedin.

Begleitet von einem schwedischen Landsmann, der schon zweiundfünfzig Jahre in Kobe wohnte, und seiner liebenswürdigen Familie, fuhr ich am Abend dieses Tages mit der Barkasse wieder zur „Tenjo Maru“ hinaus. Der 11. November! Die Tage vergingen gar zu schnell, und im Lande der aufgehenden Sonne schienen sie noch kürzer als anderswo. Während der Nachtstunden dampfte das Schiff in den Stillen Ozean hinaus und steuerte, weit von der Küste Hondos entfernt, nach Nordosten. Der Himmel war trübe, und die unendliche Wasserwüste trat in gleichmäßigen, stahlgrauen Tinten hervor. Auf allen Seiten war der Horizont des Meeres düster und grau, dort im Süden, wo man, immer geradeaus fahrend, nach Neuguinea und Australien käme, und hier im Osten, wo man, immer weiter fahrend, zuletzt die Küsten Kaliforniens erreichen würde. Die Mittelmeerländer Europas liegen auf den gleichen Breitengraden wie Japan. Doch steht Japan unter der Herrschaft der Monsune, der periodischen Winde bestimmter Jahreszeiten; sie kommen im Sommer vom Meere her und bringen Regen, während der Winter ziemlich trocken ist, da dann der Wind aus entgegengesetzter Richtung weht. Im allgemeinen aber ist Japan kälter als die Mittelmeerländer, und auch zwischen seinen südlichen und nördlichen Teilen ist ein großer Klimaunterschied. Auf der Nordinsel Jesso dauert der Winter volle sieben Monate.

Am Mittag bat mich einer meiner japanischen Freunde, nun Ausschau zu halten, denn jetzt werde der Fujijama im Nordosten auftauchen. Von der Küste war noch nichts zu sehen, aber schon schwebte der Schneegipfel des Berges schwachweiß über dem Meere. Unser Kurs führte uns gerade auf den Fujijama zu, und mit jeder Viertelstunde trat der stattliche Berg immer deutlicher hervor. Nun zeigte sich auch die Küste wie eine dunklere Linie, vom Berg aber nur der Gipfel mit einem merkwürdig regelmäßigen, flachen Regel, der oben wie abgeschnitten ist. Hier ist der Rand des Kraterringes, denn der Fuji ist

ein Vulkan, der aber während der beiden letzten Jahrhunderte ruhte.

Immer schärfer zeichneten sich die Firnselder in seinen Schluchten ab, aber noch immer war nur der Gipfel sichtbar, er schwebte wie ein Traumbild zwischen den Wolken, und als wir an der Küste vor Anker gingen, erhob sich sein Scheitel hoch über uns. Wir waren jetzt in nächster Nähe des Berges, und ich konnte meine Augen gar nicht von ihm wenden, besonders dann nicht, als die Abendsonne seine Schneefelder purpur erglänzen ließ.

Der Fujijama (fuji = ohnegleichen; yama = Berg) ist Japans höchster Berg. Der Kraterring des schlummernden Vulkans liegt 3778 m über dem Spiegel des Stillen Meeres. Der Fujijama ist auch ein heiliger Berg. Die hinaufführende Straße ist mit Tempeln und Heiligtümern eingefaßt, und im Sommer, wenn der Schnee getaut ist, pilgern zahlreiche Gläubige zu seinem Gipfel hinauf. Er ist der Stolz der Japaner und das Schönste, was sie an Landschaft besitzen. Seit grauer Vorzeit von den Liedern der Dichter besungen, ist er auch von Künstlern jeder Art unzählige Male dargestellt worden. Auf was für Gegenständen ist nicht der Regel des Fujijama zu finden! In Silber- oder Goldfarbe auf den berühmten lackierten Kästen und den außerordentlich hübschen, aus Silber oder Bronze gefertigten Dosen, auf den wertvollen Vasen und Schalen, Präsentierbrettern und Schüsseln, auf Wand schirmen und Fächern, ja auf allem — immer derselbe Berg mit dem abgeschnittenen Gipfel! Und dem Maler ist es eine Wonne, sich zu dem weißen Regel immer einen neuen Vordergrund auszudenken. Ich sah einmal ein Buch mit hundert Bildern des Fujijama, und jedes Bild darin bot einen anderen Blick auf den heiligen Berg. Bald sah man ihn zwischen den Zweigen der japanischen Zeder, bald zwischen den hohen Stämmen der Bäume, bald unter ihren Kronen. Hier über einem schäumenden Wasserfall oder einem stillen See, dessen Spiegel seinen Schei-